

Neue Befunde zur Pluralität der Lebensformen

Wagner, Michael; Franzmann, Gabriele; Stauder, Johannes

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wagner, M., Franzmann, G., & Stauder, J. (2001). Neue Befunde zur Pluralität der Lebensformen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 13(3), 52-73. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-282477>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Michael Wagner, Gabriele Franzmann, Johannes Stauder

Neue Befunde zur Pluralität der Lebensformen

New Results on the Plurality of Living Arrangements

Zusammenfassung

Obwohl die Pluralisierung der Lebensformen seit langem in der Familiensoziologie intensiv diskutiert wird, ist immer noch nicht hinreichend geklärt, in welchem Ausmaß dieser Prozess tatsächlich stattgefunden hat. Die vorliegende Studie bestimmt die Pluralität der Lebensformen in drei Schritten. Erstens wird die Pluralisierung der Lebensformen in Deutschland im historischen Zeitablauf, zweitens in der Kohortendifferenzierung und drittens im europäischen Vergleich untersucht. Die Ergebnisse belegen eine nur sehr schwache Pluralisierung der Lebensformen zwischen 1971 und 1999, bedeutsame Schwankungen der Pluralität der Lebensformen innerhalb von Kohorten entlang der Altersachse, jedoch nicht zwischen Kohorten sowie eine nahezu durchschnittlich ausgeprägte Pluralität der Lebensformen im europäischen Vergleich.

Schlagworte: Pluralisierung, Lebensformen.

Abstract

Although family sociologists have intensely discussed the diversification of living arrangements for a long time, there is still insufficient knowledge about the extent to which this process has actually taken place. This paper examines the diversity of living arrangements in three steps: first, a chronological documentation of the diversification of living arrangements in Germany; secondly a description of cohort differentiation; and thirdly, a comparison with other European countries. Results indicate only a very slight diversification between 1971 and 1999. There are significant changes of diversity within cohorts along the age axis, but not between cohorts. Finally, the diversity of living arrangements in Germany is shown to be near the European average.

Key Words: diversification, living arrangements.

1. Problem

Zwar gelangt manche familiensoziologische Zeitdiagnose immer noch zu der Auffassung, die Familie sei in einem dramatischen Umbruch begriffen, die meisten dieser Diagnosen fallen jedoch mittlerweile ausgewogener aus. So nimmt die Pluralisierungsthese eine Sowohl-als-auch-Perspektive ein: Demnach bestehen einige traditionelle Lebensformen weiter, aber es entstehen auch neue. Da Heirats- und Geburtenziffern zurückgehen und immer mehr Personen alleine oder in nichtehel-

chen Lebensgemeinschaften leben, entstehe eine größere Vielfalt der Lebensformen.

Die Pluralisierungsthese gehört seit vielen Jahren zu den verbreitetsten Thesen über den Wandel privater Lebensverhältnisse in Deutschland. Obwohl aber diese These intensiv diskutiert wird, ist der empirische Wissensstand über die Pluralisierung gering. Es ist nicht einmal sicher, ob und mit welcher Intensität sie tatsächlich stattgefunden hat. Obgleich viele Autoren die Pluralisierung der Lebensformen als eine soziale Tatsache betrachten, gibt es auch Stimmen, die hier vorsichtiger argumentieren und diese neue Vielfalt nicht für alle Arten von Lebensformen oder für alle Bevölkerungsgruppen verwirklicht sehen. So wird die Ansicht vertreten, die Pluralisierung der Lebensformen habe nur bei den kinderlosen Lebensformen stattgefunden (Kaufmann, 1995, S. 25; Lauterbach, 1999, S. 242; Nave-Herz, 1997, S. 38; Strohmeier, 1993) oder betreffe nur bestimmte Altersgruppen (Diewald & Wehner, 1996). Huinink & Wagner (1998) sowie Franzmann & Wagner (1999) belegen weitere sozialstrukturelle Differenzierungen in der Pluralität der Lebensformen.

Der vorliegende Beitrag hat mehrere Ziele. Er bemüht sich zum einem darum, den theoretischen Forschungsstand kritisch zusammenzufassen. Wir werden uns dann der Frage widmen, wie groß die Pluralität der Lebensformen in Deutschland ist. Dazu führen wir einige unserer früheren Analysen weiter, deren wichtigstes Ziel darin bestand, Maße der Vielfalt zu etablieren und anzuwenden (Huinink & Wagner, 1998; Franzmann & Wagner, 1999; Wagner & Franzmann, 2000). Wir stellen neue Mikrozensusauswertungen vor, betrachten die Pluralität der Lebensformen im Kohortenvergleich und unternehmen einen weiteren Versuch, die Pluralität der Lebensformen im europäischen Vergleich zu bestimmen.

2. Die Pluralität der Lebensformen und ihre Erklärung

2.1. Begriff

Bereits 1982 sprechen Herlth und Kaufmann (1982, S. 5) von einer „zunehmende(n) Pluralisierung der normativ-institutionellen Basis familialer Lebensformen“. Eine Pluralität der Lebensformen habe es zwar schon immer gegeben, sie sei jedoch heute stärker ausgeprägt (ähnlich auch Lüscher, 1985). Besondere Bedeutung errang die Diskussion um die Auflösung traditioneller Lebensformen jedoch erst, als Beck (1986) seine „Risikogesellschaft“ veröffentlichte. Er vermutete dort, dass eine „große Variationsbreite von familialen und außerfamilialen Formen des Zusammenlebens nebeneinander entstehen und bestehen wird“ und spricht von der „Ausdifferenzierung und Pluralisierung von Lebensformen“ (Beck, 1986, S. 195).

„Pluralisierung“ soll „Vervielfältigung“ bedeuten, also eine Zunahme von Vielfalt, Heterogenität oder qualitativer Varianz. Dabei sind nun aber zwei Formen der Vielfalt zu unterscheiden, die man als strukturelle und distributive Vielfalt bezeichnen könnte (Peet, 1974). Unter *struktureller Vielfalt* ist die Anzahl der tat-

sächlich existierenden verschiedenen Typen oder Kategorien einer Größe zu verstehen. Es kommt hier also nicht darauf an, wie Elemente über Kategorien verteilt sind, sondern nur, wie viele (verschiedene) Kategorien es gibt. Beispiele für die strukturelle Vielfalt sind die Anzahl der (verschiedenen) Parteien oder Religionsgruppen in einem Land. Analog könnte man die Anzahl der verschiedenen Haushaltstypen als Pluralitätsmaß verwenden. Bei der *distributiven Vielfalt* wird eine Klassifikation als gegeben angesehen und die Verteilung der Elemente über die Kategorien betrachtet. Die Heterogenität ist minimal, wenn alle Elemente in eine Kategorie fallen und maximal, wenn sie gleichmäßig über alle verschiedenen Kategorien verteilt sind, wenn also jede Kategorie gleich häufig vorkommt. Es ist wichtig, die strukturelle und die distributive Pluralität der Lebensformen zu unterscheiden.

Je geringer die distributive Pluralität der Lebensformen ist, desto größer ist in der Regel die *Dominanz* einer oder weniger Lebensform(en). Der Verlust der Dominanz einer bestimmten Lebensform kann mit einer Pluralisierung einhergehen. Zu bedenken ist aber auch, dass die Dominanz einer Lebensform zu einem Zeitpunkt durch die Dominanz einer anderen zu einem anderen Zeitpunkt abgelöst werden kann. In diesem Fall kann die distributive Pluralität zu beiden Zeitpunkten gleich sein.

2.2. Theorien

Für die Erklärung der Pluralisierung waren bislang die Theorie sozialer Differenzierung, die These von der Deinstitutionalisierung der Familie sowie die Individualisierungsthese bedeutsam. Wendet man sich an *Differenzierungstheorien*, so stellt sich zunächst die Frage, ob Pluralisierung und Differenzierung unterschiedliche Prozesse bezeichnen. Zum einen unterscheiden sich die beiden Begriffe im Hinblick auf ihre theoretischen Voraussetzungen. Während der Begriff der Differenzierung im weitesten Sinn dem systemtheoretischen Denken entstammt, lässt sich der Begriff der Pluralisierung keiner theoretischen Richtung zuordnen. Er ist formaler und impliziert keine Annahmen über die Mechanismen, die zu einer Pluralisierung führen. Dies ist mit dem Begriff der Differenzierung anders. Mit Mayntz (1988, S. 15) lassen sich mindestens zwei Formen der Differenzierung unterscheiden. Das klassische Verständnis folgt dem Dekompositionsparadigma von Differenzierung und besagt, dass sich ein Ganzes in Teile aufgliedert. In neuerer Zeit wird eher einem Emergenzparadigma gefolgt, der Begriff Differenzierung wird im Sinn von „Ausdifferenzierung“ verwendet und meint funktionale Differenzierung als Ausbildung neuer gesellschaftlicher Teilsysteme, denen ein spezifischer Sinn oder Code eigen ist.

Man wird sicher sagen können, dass soziale Differenzierung mit struktureller Pluralisierung einhergeht, nicht jedoch mit distributiver Pluralisierung. Pluralisierung kann demnach auch durch Prozesse entstehen, die man nicht als Differenzierung beschreiben würde, weil es sich dabei um einfache Umverteilungen zwischen bereits existierenden Lebensformen handeln könnte.

Dennoch ist es sinnvoll, nach den Formen und Determinanten der Differenzierung zu fragen und sich der *Differenzierungstheorie* zu widmen. Eine wohl zentrale These besagt, dass es eine Entwicklung vom „Teilsystem Familie zum Teilsystem privater Lebensformen gegeben habe“ (Meyer, 1992, S. 86ff.). Der Differenzierungsprozess habe zu einer Ausbildung von partnerschaftsorientierten, kindorientierten und individualistisch orientierten Lebensformen geführt.

Wird Differenzierung als funktionale Differenzierung begriffen, können beispielsweise Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaft als zwei unterschiedlich funktional spezialisierte Systeme begriffen werden (Peukert, 1991, S. 192). Die „partnerbezogene Emotionalität führt immer stärker zum Anlass der Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, die emotionale kindorientierte Paarbeziehung zur Eheschließung“ (Nave-Herz, 1989, S. 214). Nach Spiegel (1983, S. 85) haben sich die neuen Familienformen und Haushaltstypen herausgebildet, weil sie „(...) bessere Voraussetzungen bieten, einander nach Alter, Interessen, Lebenssituationen und -erfahrungen ähnliche Personen zusammenzubringen als es die Familie zumindest in ihrer traditionellen Rollenverteilung tun konnte“.

Die Differenzierungstheorie weist mindestens zwei Schwächen auf. Ein erstes Problem richtet sich auf die Frage, ob Familie oder private Lebensformen überhaupt als gesellschaftliches Teilsystem aufgefaßt werden können. Diese Position ist umstritten, wie der Beitrag von Kaufmann (1994) zeigt. Zweitens ist bislang unzureichend expliziert, wie das System privater Lebensformen mit seinen Teilsystemen entstanden ist. Insbesondere ist die differenzierungstheoretische Erklärung der Pluralisierung der Lebensformen handlungs- oder akteurtheoretisch unzureichend begründet. Vielmehr wird auf Thesen zurückgegriffen, die entweder einen institutionellen oder einen sozialstrukturellen Wandel hervorheben, der zu einer Abkehr von traditionellen Lebensformen geführt hat.

Die These von der *Deinstitutionalisierung* von Ehe und Familie hat ihren Vorläufer in der klassischen Chicagoer Schule, wobei hier insbesondere die Arbeiten von Burgess wichtig waren. In der deutschen Familiensoziologie wurde diese These etwa seit dem Ende der 70er Jahre vertreten. So stellt Tyrell (1979, S. 61) fest, dass sich im Bereich von Ehe und Filiation „ein teilweise immenser *Plausibilitätsverlust* bzw. Bedeutungswandel vollzogen“ habe. Die Ehe sei zu einer kündbaren Beziehung geworden, der institutionelle Verweisungszusammenhang zwischen Liebe, Ehe, Sexualität und dauerhaftem Zusammenleben habe sich gelockert, die Eltern-Kind-Beziehung sei keine Sonderbeziehung mehr (zum Beispiel in einigen Wohngemeinschaften), die Zugehörigkeit zu einer Familie erfolge nicht mehr nur aufgrund von Eheschließung und Filiation (wiederum der Verweis auf Wohngemeinschaften). Zehn Jahre später heißt es dann: „(...) der familiäre Wandel der letzten 20 bis 30 Jahre, wie er manchenorts als Krise von Ehe und Familie wahrgenommen wird, lässt sich als Prozess der *Deinstitutionalisierung* beschreiben“ (Tyrell, 1988, S. 148). Neben den oben bereits erwähnten Merkmalen der Deinstitutionalisierung, also der Verlust der Monopolstellung von Ehe und Familie, führt Tyrell nun auch die sich vermindernde „Inklusion“ in die Familie an. Als empirische Belege für die Deinstitutionalisierungsthese werden immer wieder genannt: Abnehmende Heirats- und Geburtenziffern, Anstieg der Scheidungsziffern, Verbreitung neuer Haushaltstypen. Kaufmann (1995, S. 151) präzisiert die These

dahingehend, dass man von einer Deinstitutionalisierung im Bereich der Partnerschaft, aber von einer zunehmenden Institutionalisierung im Bereich der Elternschaft sprechen könne.

Während sich die Deinstitutionalisierungsthese auf private Lebensbereiche bezieht, wurde die *Individualisierungsthese* auch als Annahme über eine größere Optionsvielfalt bei der Wahl zwischen Beruf und Familie interpretiert. Demnach ist ein zentrales Merkmal der Moderne die Freisetzung der Individuen aus den traditionell gewachsenen lokalen, familialen, ständischen und religiösen Bindungen. Individualisierung kann dabei als „universalistisch ausgerichteter Prozess verstanden werden, nämlich als Herausbildung von Fähigkeit, Freiheit und Notwendigkeit zur eigenen Entscheidung für alle Individuen“ (Burkart & Kohli, 1989, S. 407). So erklärt Peukert (1991, S. 23ff.) den Wandel der Lebensformen in Deutschland seit Mitte der 60er Jahre damit, dass der gesellschaftliche Individualisierungsprozess auch auf den weiblichen Lebenslauf übergegriffen habe.

Die Deinstitutionalisierungs- und die Individualisierungsthese behaupten eine abnehmende normative Regulierung gesellschaftlicher Bereiche, damit eine wachsende Optionsvielfalt und damit auch eine wachsende Vielfalt realisierter Handlungen. Allerdings werden dabei mehrere Faktoren vernachlässigt. Erstens werden Entscheidungen für oder gegen eine bestimmte Lebensform nicht nur unter normativen Gesichtspunkten getroffen, sondern es spielen auch Handlungsressourcen und die (materiellen) Kosten von Lebensformen eine Rolle. So sind die Kosten von Einpersonenhaushalten besonders hoch, Ehescheidungen können mit großen materiellen Einbußen verbunden sein, Ehen bedeuten eine größere ökonomische Absicherung als nichteheliche Lebensgemeinschaften. Diese Beispiele zeigen, dass trotz geringer normativer Vorgaben die Wahl der Lebensform von der Verfügung über Ressourcen abhängt und damit der sozialen Ungleichheit unterliegt. Eine sinkende Attraktivität traditioneller Lebensformen könnte die Folge hoher Opportunitätskosten sein, sofern damit ein weitgehender Verzicht auf Bildungs- oder Erwerbschancen einhergeht. Die tatsächliche Vielfalt der Lebensformen ist also möglicherweise geringer als sie es wäre, wenn individuelle Entscheidungen zwischen Lebensformen nur von entsprechenden Normen und nicht von Kosten abhingen.

Es gibt einen weiteren Grund, der dafür spricht, dass herkömmliche Erklärungen der distributiven Pluralisierung der Lebensformen unzureichend sind. Es gibt „erzwungene“ Übergänge zwischen Lebensformen; Individuen wechseln die Lebensform, ohne selbst eine entsprechende Entscheidung getroffen zu haben. Wenn eine Frau mit Kindern gegen ihren Willen geschieden oder vom Mann verlassen wird, dann wird sie „zwangsweise“ zu einer Alleinerziehenden. Wenn das letzte Kind das Elternhaus verlässt, wechseln die Eltern in einen kinderlosen Haushalt, möglicherweise ohne dass sie an der Auszugsentscheidung beteiligt waren. Die Verwitwung ist ein weiteres Beispiel.

Die Beispiele zeigen, dass der Übergang zwischen Lebensformen keineswegs immer eine „freie“ Entscheidung der Betroffenen ist und als einfache Wahlhandlung begriffen werden kann. Insbesondere die Übergänge durch Auszug der Kinder und Verwitwung, von denen sehr viele Menschen mit „normalem“ Lebensverlauf mindestens einmal – aber mehr oder weniger zufällig über die Zeit verteilt – betroffen sind, verringern meist wiederum den Anteil der zunächst noch dominie-

renden Lebensform „Ehepaar mit Kind“ zu Gunsten einer geringer besetzten Kategorie und erhöhen damit in bestimmten Altersgruppen die Heterogenität.

Die Pluralität der Lebensformen als gesellschaftliches Phänomen ist das Resultat von unterschiedlichen Prozessen auf der Mikroebene. Hierzu gehören aktive und rationale Entscheidungen zwischen Lebensformen und „erzwungene“ oder „passive“ Übergänge zwischen Lebensformen. Diese Übergänge sind von strukturellen und normativen Faktoren abhängig und insofern müssen auch Erklärungen über Veränderungen der Pluralität komplexer sein als es die gängigen Erklärungsschemata erlauben.

3. Maße der Heterogenität der Lebensformen

Erstaunlicherweise gibt es sehr wenige Studien, die sich mit dem Problem befassen, wie die Pluralität der Lebensformen bestimmt werden kann. Wir verwenden hier drei Maße der Heterogenität, die ausführlich von Wagner & Franzmann (2000) beschrieben wurden. Dabei betrachten wir die distributive Pluralität, also die qualitative Varianz der Verteilung von Haushalten im Hinblick auf eine noch vorzustellende Haushaltstypologie.

Das wohl einfachste Heterogenitätsmaß ist das sogenannte *variation ratio* (Weisberg, 1992). Es gibt an, wie groß der Anteil der Fälle ist, die nicht in die Modalkategorie der Verteilung fallen. Das variation ratio hat den offensichtlichen Nachteil, dass es eben nur auf die Fallzahl in der Modalkategorie ankommt und die Verteilung der Fälle über die anderen Kategorien unberücksichtigt bleibt.

Ein zweites Maß qualitativer Varianz ist der *index of diversity*, den wir als *Maß der Diversifikation D* bezeichnen. Für große Stichproben gibt dieses Maß die Wahrscheinlichkeit an, dass zwei zufällig ausgewählte Untersuchungseinheiten zwei verschiedenen Kategorien entstammen (Lieberson, 1969). Hier werden die Anteile der Fälle in jeder Kategorie K jeweils quadriert, dann summiert und von 1 subtrahiert: $D = 1 - \sum p_k^2$.

Der Ausdruck $\sum p_k^2$ ist entsprechend ein Konzentrationsmaß und wird auch als *Hirschmann-* oder *Herfindahl-Index* bezeichnet (Kromrey, 1998, S. 431). Da der Wert der Diversifikation von der Anzahl der Kategorien abhängt, lässt er sich standardisieren, indem D durch $(K-1)/K$ geteilt wird. Auf diese Weise variiert D ebenfalls zwischen 0 und 1. Das standardisierte Maß der Diversifikation wird gelegentlich auch *index of qualitative variation* genannt (Weisberg, 1992, S. 70).

Die Entropie ist ein weitverbreitetes Maß qualitativer Varianz. In der Physik bezieht sich Entropie auf das Ausmaß von Zufälligkeit oder Unvorhersagbarkeit eines physikalischen Systems, in der Informationstheorie auf den Gehalt von Informationen. Je mehr unabhängige Informationen nötig sind, um einen Sachverhalt genau bestimmen zu können, desto größer ist die Unsicherheit oder Heterogenität. Die Entropie H ist wie folgt definiert: $H = -\sum p_i \log_2(1/p_i)$, wobei p_i den Anteil der Fälle in der Kategorie (Lebensform) i bedeutet. Coulter (1989, S. 101ff) erläutert die Entropie an dem Beispiel eines Schachbrettes, auf dem ein bestimmtes Feld

durch den jeweiligen Ausschluss der Hälfte des Möglichkeitsbereiches Schritt für Schritt eindeutig identifiziert wird.

$\log_2(1/p_i)$ gibt dabei die Anzahl der Informationen (also der binären Schritte) an, die notwendig sind, um herauszufinden, dass ein Merkmalsträger in die Kategorie i fällt. Gewichtet man nun diese mit der jeweiligen relativen Häufigkeit der Kategorie und summiert über alle Kategorien, so legt man das mittlere Ausmaß an Information fest, die notwendig ist, um die Merkmalsausprägung für einen beliebigen Probanden zu bestimmen. Die so bestimmte Entropie lässt sich standardisieren, indem man sie durch ihren Höchstbetrag $\log_2 K$ dividiert (K =Anzahl der Kategorien).

Eine wichtige Eigenschaft der beiden Heterogenitätsmaße ist, dass sie unterschiedlich sensibel auf schwach beziehungsweise stark besetzte Kategorien reagieren. Die Entropie gewichtet durch die Logarithmierung schwach besetzte Kategorien besonders stark, während das Diversifikationsmaß durch die Quadrierung die stark besetzten Kategorien besonders betont. Es ist demnach sinnvoll, die Heterogenität der Lebensformen anhand *beider* standardisierter Maße zu beschreiben.

Die Analyse der Heterogenität einer Verteilung kann jedoch keinen Aufschluss über die Gründe für diese Heterogenität und ihre Veränderung bieten. Diese sind in einem nächsten Schritt in der Verteilung selbst zu suchen. Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass unterschiedliche Verteilungen der Lebensformen zu einem identischen Ausmaß der Heterogenität führen können. Beispielsweise sagen Heterogenitätsmaße im vorliegenden Fall nichts darüber aus, welche Lebensformen im Vergleich zu anderen schwach oder stark besetzt sind.

4. Die Pluralisierung der Lebensformen 1972, 1996 und 1999

In einem ersten Schritt betrachten wir die Pluralität der Lebensformen in Ost- und Westdeutschland in den Jahren 1972, 1996 und 1999. Dabei verwenden wir als Datenquelle die entsprechenden Mikrozensus und eine Typologie der Lebensformen, die im Wesentlichen auf den Dimensionen *Haushaltsgröße*, *Generationenverhältnis* und *Familienstand* basiert.¹ Die Typologie unterscheidet drei Formen von Eingenerationenhaushalten, nämlich Ehepaare ohne Kinder (1), nichteheliche Lebensgemeinschaften ohne Kinder (2) sowie Einpersonenhaushalte (3). Ferner betrachten wir die Zweigenerationenhaushalte Ehepaare mit Kindern (4), nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern (5), Alleinerziehende (6) sowie Haushalte mit nicht mehr ledigen Kindern (7). Eine weitere Kategorie bilden die Drei- und Mehrgenerationenhaushalte (8). Die Berechnung der Pluralitätsmaße basiert damit auf insgesamt acht Lebensformen.

¹ Wagner & Franzmann (2000, S. 155f) diskutieren Typologien, die auch die Erwerbstätigkeit einbeziehen.

In Westdeutschland haben die Eingenerationenhaushalte zugenommen, wobei dieser Anstieg vor allem auf die Einpersonenhaushalte zurückgeht. Die nichtehelichen Lebensgemeinschaften ohne Kinder sind auch in den 90er Jahren nur gering verbreitet, dennoch haben sie eine sehr starke Zunahme zu verzeichnen. Die Verbreitung von Ehepaaren ohne Kinder hat sich nur wenig verändert.

Dagegen haben die Lebensformen mit Kindern einen deutlichen Rückgang zu verzeichnen. Diese Entwicklung geht in erster Linie auf die Ehen mit Kindern zurück; die nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern spielen insbesondere in Westdeutschland quantitativ immer noch keine Rolle. Dennoch ist zu bedenken, dass ein Anteil von 0,1% im Jahr 1972 und 1,1% im Jahr 1999 einen Zuwachs um den Faktor 11 bedeutet.

Die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland sind gering. In den neuen Bundesländern gibt es mehr Zweigenerationenhaushalte und weniger Eingenerationenhaushalte als in den alten Bundesländern. Am auffälligsten ist wohl der größere Anteil von nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern und von Alleinerziehenden in Ostdeutschland.

Gehen wir nun dazu über, die Pluralität der Lebensformen zu analysieren. Was Westdeutschland anbelangt, so stellen wir im Vergleich der Jahre 1972 und 1996 nur einen äußerst geringen Anstieg der Pluralität fest (Tabelle 1). Zwischen 1996 und 1999 gibt es im Hinblick auf die Pluralität in Ost- und Westdeutschland keinerlei Veränderungen. Weder die starke Zunahme bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften, noch der massive Rückgang bei den Ehepaaren mit Kindern haben also einen Pluralisierungsschub zur Folge gehabt. Vielmehr ist die Dominanz letzterer Lebensform durch die der Einpersonenhaushalte abgelöst worden.

Tab. 1: Pluralität der Lebensformen in den Jahren 1972, 1996 und 1999 in Ost- und Westdeutschland (Haushalte in % und Maße der Pluralität)

	1972		1996		1999		
	West	Deutschland	West	Ost	Deutschland	West	Ost
Eingenerationenhaushalte	50,0	63,9	64,8	59,8	65,1	65,7	62,9
Ehepaare ohne Kinder	23,1	24,4	24,2	25,3	25,0	24,9	25,6
Nichteheliche Lebensgem. ohne Kinder	0,5	3,6	3,7	3,2	3,9	4,0	3,8
Einpersonenhaushalte	26,4	35,9	36,9	31,3	36,2	36,8	33,5
Zweigenerationenhaush.	46,5	35,2	34,2	39,3	34,0	33,5	36,2
Ehepaare mit Kindern	39,3	27,5	27,2	28,8	26,1	26,3	25,5
Nichteheliche Lebensgem. mit Kindern	0,1	1,4	0,9	3,4	1,6	1,1	3,6
Alleinerziehende mit ledigen Kindern	5,5	5,3	5,1	6,1	5,4	5,2	6,1
Haushalte mit nicht mehr ledigen Kindern	1,6	1,0	1,0	1,0	0,9	0,9	1,0
Drei- u. Mehrgenerationenhaushalte	3,4	1,0	1,0	0,9	0,9	0,9	0,9
Maße der Pluralität							
Variation Ratio (x100)	60,7	64,1	63,1	68,7	63,8	63,2	66,5
Entropie, unstandardisiert	2,06	2,15	2,13	2,24	2,16	2,14	2,26
Entropie, standardisiert	0,69	0,72	0,71	0,75	0,72	0,71	0,75
Diversifikation, unstandardisiert	0,72	0,73	0,73	0,75	0,73	0,73	0,75
Diversifikation, standardisiert	0,82	0,84	0,83	0,86	0,84	0,83	0,86
Gesamt	100	100	100	100	100	100	100

Quelle für 1972: Engstler (1998, S. 49), für 1996 und 1999: Unveröffentlichte Sonderauswertungen des Statistischen Bundesamtes, eigene Berechnungen.

5. Pluralität der Lebensformen im Lebensverlauf

5.1. Von der Notwendigkeit einer Lebensverlaufsperspektive

In bisherigen Studien konnte gezeigt werden, dass seit den 70er Jahren zwar eine geringe Pluralisierung familialer wie auch nicht-familialer Lebensformen stattgefunden hat, jedoch nicht in nennenswertem Umfang (Huinink & Wagner, 1998, S. 103; Wagner & Franzmann, 2000, S. 167). Gleichzeitig wurde deutlich, dass die Pluralisierung zwischen verschiedenen Altersgruppen erheblich variiert. Es stellt sich daher die Frage, ob die vielbeschworene Diagnose von der Pluralisierung der Lebensformen durch den selektiven Blick auf bestimmte Altersgruppen entstanden ist. Warum aber sollte die Heterogenität in verschiedenen Altersgruppen unterschiedlich sein? Zur Klärung dieser Frage greifen wir auf unsere Ausführungen zu biographisch bedingten Übergängen zwischen Lebensformen zurück.

Solche Übergänge bedingen bereits dann eine (vorübergehende) Erhöhung der Heterogenität der Lebensformen in einer Kohorte, wenn der Zeitpunkt des Wech-

sels nicht auf ein ganz bestimmtes Alter festgelegt ist, sondern über das Alter streut. Die zunächst dominierende Lebensform gibt ihre Dominanz dann nämlich nur allmählich ab, und es muss einen Zeitpunkt maximaler Heterogenität geben, zu dem keine der beiden Lebensformen dominiert, weil beide etwa das gleiche Gewicht haben. Danach weitet sich wieder die Dominanz der neuen Lebensform aus und die Heterogenität sinkt wieder.

Mit anderen Worten: Auch bei relativ stark normierten Lebensverläufen, in denen eine bestimmte Abfolge von Lebensformen begünstigt wird, wird eine Kohorte im Lebensablauf zeitweilig eine hohe Pluralität ausweisen, wenn der Wechsel der Lebensform nur bis auf ein bestimmtes Zeitfenster (und nicht auf einen bestimmten Zeitpunkt) normiert wurde. Außerdem kann der Wechsel von einer Lebensform in eine andere neben altersspezifischen Normen und altersspezifisch unterschiedlichen Präferenzen auch von Randbedingungen abhängen. So ist der Zeitpunkt der Familiengründung oft abhängig vom Eintritt der ökonomischen Selbstständigkeit (Oppenheimer, 1988). Wird dieser Zeitpunkt im Lebensverlauf individuell unterschiedlich erreicht, so erhöht sich auch hierdurch zeitweilig die Heterogenität. Je länger insgesamt der Übergang der Population von einer dominanten Lebensform in eine andere dauert, um so länger ist der Zeitraum, in dem die Heterogenität zumindest nicht minimal ist. Eine Gesellschaft, in der die Mitglieder nie einen solchen Übergang erleben, könnte logisch nur aus Mehrgenerationenhaushalten bestehen. Doch auch in vormodernen Zeiten waren der Mehrgenerationenhaushalt und die Kernfamilie bei weitem nicht die einzigen möglichen Lebensformen, die im Lebensverlauf angenommen wurden, wie z.B. Beck (1986, S. 189) implizit suggeriert, wenn er für die Moderne von einem „widerspruchsvollen, pluralistischen Gesamtlebensverlauf im Umbruch“ spricht. Mitterauer (1990) zeigt vielmehr eine große Vielfalt von Lebensformen für die Vormoderne auf und spricht bzgl. der von Epocheetiketten gekennzeichneten Familienvorstellungen von Begriffsgespensern.

Will man einen Eindruck von der Dynamik der Lebensformen im Lebensverlauf gewinnen, so erscheint es daher nicht sinnvoll, die Verteilung von Lebensformen allein im Querschnitt zu untersuchen. Es erscheint vielmehr logisch, Lebensformen im Lebensverlauf zu betrachten. Entsprechende Bemühungen in Richtung einer Lebensverlaufsperspektive sind jedoch bisher kaum zu beobachten. Lüscher (1997) nimmt zwar eine Pseudo-Verlaufsperspektive ein, in dem er aus Querschnittsdaten nach dem Alter differenziert unterschiedliche Verteilungen der Lebensformen in einer Grafik anordnet. Ein solches Vorgehen erscheint jedoch fragwürdig, wie auch Diewald & Wehner (1996) betonen. Demographische Prozesse bleiben so unentdeckt und Alters- und Kohorteneffekte werden vermischt. Sie untersuchen daher mit den Längsschnittdaten des SOEP den Wechsel zwischen Lebensformen, allerdings nur für eine Kohorte. Und es bleibt offen, ob diese Übergänge auch tatsächlich zu einer größeren Vielfalt beitragen. Auch Klein (1999) nimmt eine Lebensverlaufsperspektive ein, indem er die Verbreitung von partnerschaftlichen Lebensformen im Lebensverlauf untersucht.

5.2. Daten und Methode

Bisher nicht untersucht wurden Haushalte, die man im weitesten Sinne als Wohngemeinschaften bezeichnen könnte. Im Folgenden bilden daher diese in Ergänzung zur oben präsentierten Typologie eine weitere (neunte) Lebensform.

Die folgenden Ergebnisse beruhen auf Berechnungen mit einem gepoolten Datensatz, der neben dem kumulierten Allbus 1980-98 auch die Daten der Zumabusse 1/1976, 2/1977, 4/1979, 5/1980 und 6/1982 sowie des Wohlfahrtssurveys 1978 enthält.² Hierdurch wird eine Betrachtung über einen Zeitraum von 22 Jahren möglich, wobei sich dieser wiederum um vier Jahre verkürzt, da 4-Jahres-Geburtskohorten verwendet werden.

Für den kumulierten Allbus und die Zumabusse ab 1979 wurde die Typologie der Lebensformen aus der Haushaltsfeinklassifikation nach Porst (1984), für die Zumabusse 1976 und 1977 sowie den Wohlfahrtssurvey 1978 wurde sie anhand der Angaben zum Familienstand, Verwandtschaftsgrad zum Haushaltsvorstand und Alter der Haushaltsmitglieder gebildet³. Die Ergebnisse beruhen auf einer per-

-
- 2 Diese Wahl des Datensatzes ist nicht unmittelbar eingängig, da es sich nicht um Längsschnittdaten handelt und die Fallzahlen der genannten Studien nicht besonders hoch sind. Die Gründe für diese Wahl ergeben sich aus Nachteilen, die mit anderen Datensätzen verbunden sind. So hat die *Lebensverlaufsstudie* keine durchgehende Haushaltsbiographie. Im *Familiensurvey* gibt es zwar eine Partnerbiographie und detaillierte Informationen zu Kindern, man weiß aber nicht, mit welchen anderen Menschen (außer dem Partner) der Befragte zu welchem Zeitpunkt zusammenwohnte. Die *Media-Analyse* umschließt zwar viele Fälle und der Haushaltshintergrund wird seit 1978 erfragt. Nichtehele Lebensgemeinschaften werden jedoch nicht speziell erhoben, so dass hier eine – mit höherer Unsicherheit behaftete – Schätzung notwendig wird. Das *Sozio-ökonomische Panel (SOEP)* enthält zwar ebenfalls eine Haushaltstypologie. Es beginnt jedoch erst im Jahre 1984 und die retrospektive biographische Zusatzerhebung deckt die Haushaltstypologie nicht ab, so dass der untersuchbare Zeitraum um acht Jahre kürzer ausfällt als beim um die Vorläuferbefragungen ergänzten kumulierten Allbus. *Mikrozensus-Daten*, die durch ihre große Stichprobe äußerst valide Ergebnisse liefern, sind für wissenschaftliche Zwecke erst ab 1989 freigegeben, so dass auch hier der Beobachtungszeitraum zu kurz ist, um etwas über die Entwicklung von Kohorten aussagen zu können. Da es sich außerdem bei der Analyse der Verteilung der Lebensformen um das Merkmal einer Gruppe und nicht um ein individuelles Merkmal handelt, sind auch keine echten Längsschnittdaten erforderlich.
 - 3 Ein Problem hierbei bestand in der korrekten Identifikation von nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Im Wohlfahrtssurvey war die Information über das Zusammenleben mit Partnern (unabhängig vom Familienstand) enthalten, so dass für den Fall, dass Befragter und Haushaltsvorstand identisch waren, nichteheliche Lebensgemeinschaften identifiziert werden konnten. Da in über 93% der Fälle die Befragungsperson selbst der Haushaltsvorstand oder dessen Ehepartner war, werden damit die nichtehelichen Lebensgemeinschaften erfasst. Für die Zumabusse 1976 und 1977 musste folgendes Verfahren herangezogen werden: Wenn (1) vom Haushaltsvorstand bekannt ist, dass er nicht mit seinem Ehepartner zusammenlebt und es im Haushalt eine Person mit dem Gegengeschlecht des Haushaltsvorstandes gibt, die (2) mit diesem nicht verwandt ist, diese Per-

sonenbezogenen Auszählung von 39.604 deutschen Staatsangehörigen in Westdeutschland. Auf Grund der geringen Fallzahlen für altersspezifische Analysen – gerade im hohen Alter – sind die Ergebnisse jedoch durchaus als vorläufig zu betrachten.

5.3. Ergebnisse

Im Folgenden wurde aus mehreren vierjährigen Geburtskohorten ein vollständiger Lebensverlauf der standardisierten Entropie⁴ und der relativen Häufigkeitsverteilung der Lebensformen rekonstruiert, um einen Überblick über typische Entwicklungen im Lebensverlauf zu erhalten (Abbildung 1).⁵ Natürlich ist hierbei zu beachten, dass man die Übergänge zwischen den Kohorten nicht ausschließlich aus der Lebensverlaufsperspektive interpretieren darf, da sich an diesen Stellen Alters- und Kohorteneffekte vermischen.

Im Lebensverlauf steigt die Pluralität der Lebensformen zunächst bis etwa zum 27. Lebensjahr, sinkt dann wieder ab, steigt ab dem 40. Lebensjahr bis zum 53. Lebensjahr erneut an und verringert sich danach wieder. Auch im hohen Alter sind deutliche Schwankungen der Heterogenität zu beobachten.⁶ Wie ergeben sich diese Schwankungen aus der Häufigkeitsverteilung?

Im Ausgangszustand (im Alter von 20 Jahren) leben ca. 89% der Befragten in Zwei- und Mehrgenerationenhaushalten, darunter ca. 58% in einem „normalen“ Familienhaushalt (Ehepaar mit Kindern). Die Mehrzahl hiervon dürfte diesen Haushalten als Kind angehören. Ca. 11% leben jedoch bereits allein, ohne Kinder mit einem Partner zusammen oder sind gar verheiratet. Letztere Gruppe, also die Eingenerationenhaushalte, nimmt jedoch stark zu, und im Alter von 27 Jahren leben 47% in solchen Haushalten. Man kann jedoch keine Aussage darüber machen, welcher Typ des Eingenerationenhaushalts hier dominiert: Alle drei sind von einem Anstieg geprägt.

Von einem Anteilrückgang sind dagegen die Ehepaare mit Kindern, aber auch die Mehrgenerationenhaushalte betroffen. Der erste Anstieg der Heterogenität der Lebensformen in der Geburtskohorte 1961-64 lässt sich so relativ eindeutig mit

son (3) zudem älter als 18 Jahre alt ist und (4) der Altersabstand zwischen dieser Person und dem Haushaltsvorstand nicht mehr als 15 Jahre beträgt, dann wurde diese Beziehung als nichteheliche Lebensgemeinschaft eingeordnet. Das letzte Kriterium war sinnvoll, um Untermietverhältnisse nicht fälschlich als nichteheliche Lebensgemeinschaft einzustufen.

4 Auf die Darstellung der Diversifikation wird hier verzichtet, da sie das gleiche Muster aufweist.

5 Da die Zellenbesetzungen teilweise sehr schwach sind, wurden alternativ auch breitere Kohorten untersucht. Diese ergeben ein ähnliches Bild, so dass auf eine Präsentation dieser Grafiken verzichtet wird.

6 Kontrolluntersuchungen haben gezeigt, dass sich dieser Befund auch mit anderen als den ausgewählten Kohorten und auch mit unterschiedlichen Kohortenbreiten (so z.B. auch für 10-Jahres-Kohorten) reproduzieren lässt.

dem Auszug aus dem Elternhaus in Verbindung bringen und die damit verbundene Reduktion der dominierenden Gruppe „Ehepaar mit Kindern“ und die relativ gleichmäßige Verteilung auf die verschiedenen Typen von Eingenerationenhaushalten zurückzuführen. Das vierte Lebensjahrzehnt ist jedoch wieder von einem Rückgang der Eingenerationenhaushalte geprägt. Insbesondere nimmt der Anteil der Einpersonenhaushalte ab, aber auch derjenige der anderen Typen. Der starke Rückgang von nichtehelichen Lebensgemeinschaften im Kohortenwechsel ist jedoch sicherlich eher ein Kohorten- denn ein Alterseffekt. Der Altersabschnitt von 42 bis 58 Jahren ist geprägt durch einen starken Rückgang der Ehepaare mit Kindern zugunsten der Ehepaare ohne Kinder, also den Übergang zur Empty-Nest-Phase. Auch die Einpersonenhaushalte nehmen wieder zu, was auf beginnende Verwitwung einerseits, andererseits jedoch auch auf Scheidungen zurückzuführen sein dürfte.

Der zweite vorübergehende Anstieg der Heterogenität der Lebensformen lässt sich also mit dem früheren oder späteren Auszug der Kinder aus den Elternhäusern erklären, wodurch die Ehepaare mit Kindern ihre dominierende Position nach und nach an die Ehepaare ohne Kinder abgeben.

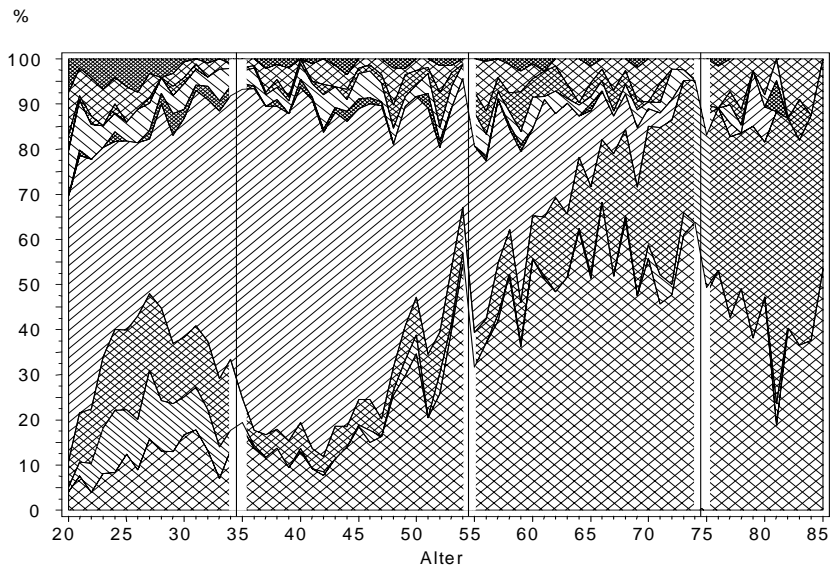
Im Alter von 59 Jahren und älter ist die Verteilung der Lebensformen geprägt vom Verwitwungsprozess: Ehepaare mit Kindern verschwinden mit zunehmendem Alter fast völlig, aber auch Ehepaare ohne Kinder werden zugunsten der Einpersonenhaushalte reduziert. Im Altersjahr 78 schließlich gibt es nur noch Personen, die als Ehepaar oder allein stehend leben. Durch diese Konzentration auf nur zwei Lebensformen sinkt die Heterogenität wieder ab.

Aus dieser Betrachtung wird deutlich, dass sich besondere Spitzen in der Heterogenität der Lebensformen als biographische Übergänge zwischen Lebensformen darstellen lassen. Eine solche Pluralisierung der Lebensformen im Lebensverlauf von Kohorten lässt sich jedoch kaum als Deinstitutionalisierung oder Individualisierung deuten: Sie ist nicht durch eine geringere Verbindlichkeit institutionalisierter Lebensformen bedingt, sondern im Gegenteil: Durch die Verfolgung eines teilweise nicht beeinflussbaren (Verwitwung!) Lebensweges, auf dem allenfalls der Zeitpunkt des Übergangs von der einen Lebensform in die andere interindividuell variiert.

Abbildung 1: Rekonstruktion eines Lebensverlaufes der Heterogenität der Lebensformen aus mehreren Geburtskohorten



Von oben nach unten: 9=,Wohngemeinschaften‘ 8=,Drei- und Mehrgenerationenhaushalte (auch nichtlineare Verwandte)‘ 7=,Haushalte mit nicht mehr ledigen Kindern‘ 6=,Alleinerziehende‘ 5=,Nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kind(ern)‘ 4=,Ehepaare mit Kind(ern)‘ 3=,Ein-Personen-Haushalte ohne Kinder‘ 2=,Nichteheliche Lebensgemeinschaften ohne Kinder‘ 1=,Ehepaare ohne Kinder‘

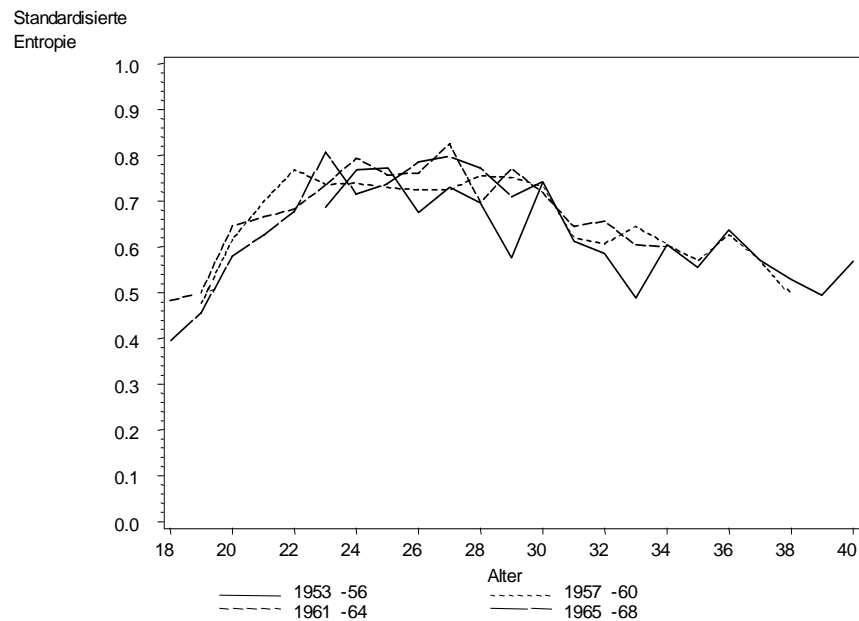


Quelle: Allbus 1980-98, Zumabusse 1976-82, Wohlfahrtssurvey 1978; eigene Berechnungen

Auch wenn die bisherige Analyse zeigen konnte, dass die Pluralität der Lebensformen im Lebensverlauf durchaus schwankt, so ist dies noch kein Beleg dafür, dass sich dieses Muster in verschiedenen Kohorten auf einem ähnlichen Niveau reproduzieren lässt. Wenn die altersbezogene Entwicklung der Heterogenität der Lebensformen in jüngeren Kohorten nämlich auf höherem Niveau verlief als in älteren, so wäre damit der Hypothese von der Pluralisierung der Lebensformen genüge getan.

Für das jüngere Erwachsenenalter sind in Abbildung 2 die Verläufe der standardisierten Entropie für *verschiedene Kohorten* abgetragen. Tatsächlich weist die älteste Kohorte (1953-56) oft die geringste Heterogenität auf. Systematische Unterschiede sind jedoch nicht zu erkennen. Außerdem weisen alle Kohorten das Muster eines altersabhängigen Anstieges und darauffolgenden Abfalls der Pluralität der Lebensformen auf und untermauern damit die Bedeutung biographisch bedingter Übergänge für die Pluralität.

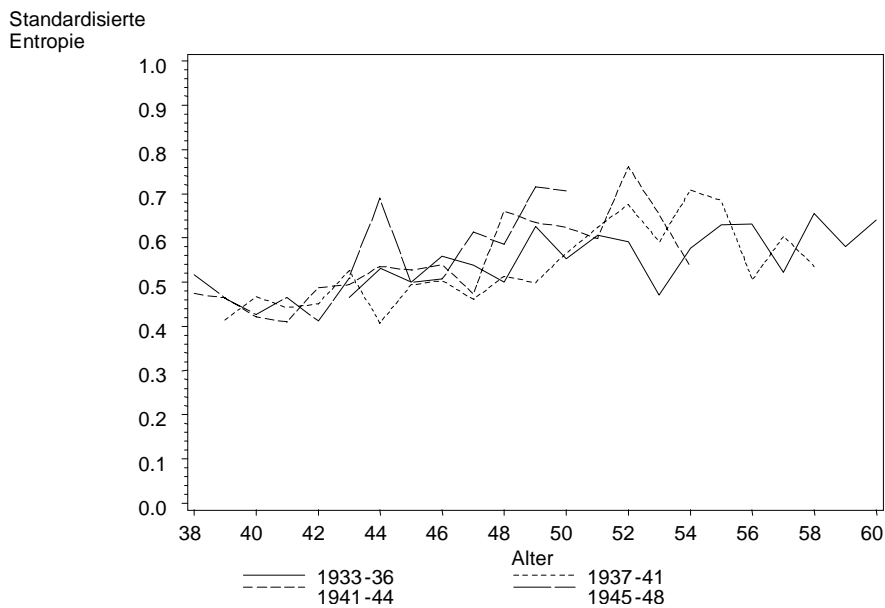
Abbildung 2: Verlauf der Heterogenität der Lebensformen in verschiedenen Geburtskohorten im jüngeren Erwachsenenalter (standardisierte Entropie)



Quelle: Allbus 1980-98, Zumabusse 1976-82, Wohlfahrtssurvey 1978, eigene Berechnungen

Ähnlich uneindeutig erweist sich die gleiche Betrachtung für das mittlere Erwachsenenalter (Abbildung 3). Der in Abbildung 1 beobachtete Prozess eines allmählichen Anstiegs der standardisierten Entropie im mittleren Erwachsenenalter lässt sich jedoch wiederum für alle betrachteten Kohorten beobachten.

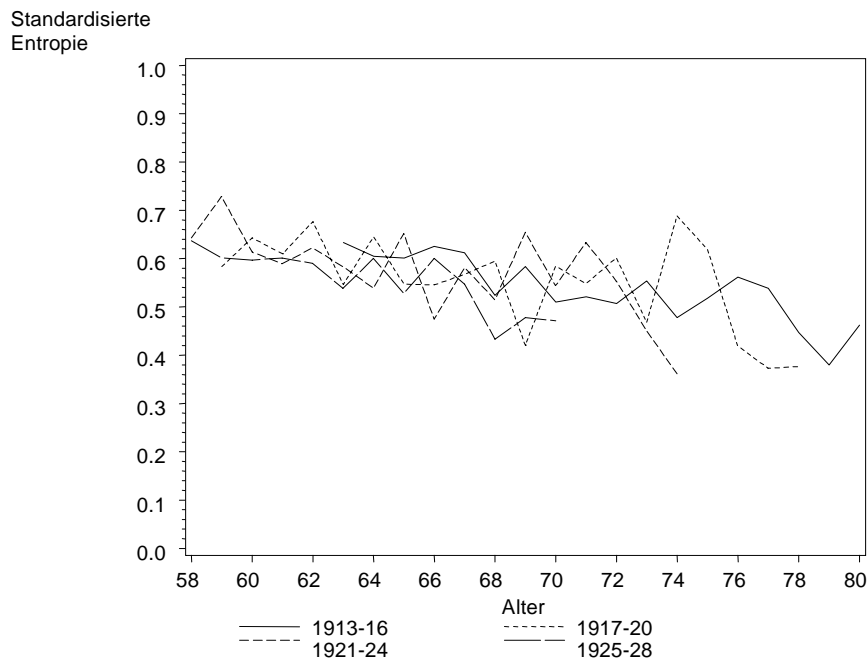
Abbildung 3: Verlauf der Heterogenität der Lebensformen in verschiedenen Geburtskohorten im mittleren Erwachsenenalter (standardisierte Entropie)



Quelle: Allbus 1980-98, Zumabuse 1976-82, Wohlfahrtssurvey 1978, eigene Berechnungen

Betrachtet man schließlich Heterogenität im Alter, so sind hier die Verläufe so übereinandergelagert, dass von einer systematischen Pluralisierung der Lebensformen kaum gesprochen werden kann. Auch hier zeigt sich, dass der in Abbildung 1 beobachtete Rückgang der Pluralität im Alter kein kohortenspezifisches Ergebnis darstellt.

Abbildung 4: Verlauf der Heterogenität der Lebensformen in verschiedenen Geburtskohorten im hohen Erwachsenenalter (standardisierte Entropie)



6. Internationaler Vergleich

6.1. Gesellschaftspolitische und kulturelle Kontextbedingungen

Die Entscheidung für eine bestimmte Lebensform wird auch durch gesellschaftspolitische und kulturelle Kontextbedingungen beeinflusst. So können z.B. die politischen Konzepte und Maßnahmenbündel oder auch landesübliche Traditionen und Kultur Rahmenbedingungen darstellen, die Übergänge zu bestimmten Lebensformen begünstigen oder erschweren (Kuijsten & Strohmeier, 1997, S. 420). Oft wird in der Literatur die Annahme vertreten, dass zwischen den Ländern Europas hinsichtlich der Familienformen eine Nord-Süd-Differenz bestehe, die auf unterschiedliche Traditionen, unterschiedliche Rechtsprechung und unterschiedliche wirtschaftliche Gegebenheiten zurückzuführen sei (Rothenbacher, 1995). In diesem Zusammenhang interessiert uns hier die Frage, ob in Deutschland die Pluralität der Lebensformen im europäischen Vergleich hoch oder niedrig ist.

6.2. Daten und Methode

In früheren Analysen (Wagner & Franzmann, 2000, S. 166) zum internationalen Vergleich der Pluralität der Lebensformen haben wir mit den Daten der Arbeitskräfte-Erhebung der Europäischen Union gearbeitet. Die aus diesen Daten konstruierbare Typologie weist jedoch erhebliche Nachteile auf.⁷ Aus diesem Grund haben wir uns für einen weiteren europäischen Vergleich der Pluralität der Lebensformen entschieden, der auf der Auszählung des Europäischen Haushaltspanels (ECHP) für 1994 beruht (Tabelle 2).

Das ECHP ist eine Längsschnitterhebung zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Europäischen Union. Die erste Erhebung wurde 1994 durchgeführt und umfasst 60.500 Haushalte, die in den einzelnen Ländern per Zufallsstichprobe ausgewählt wurden. Deutschland ist mit insgesamt 5.000 Haushalten in der ersten Welle vertreten. Bei der Stichprobenziehung wurden zunächst die Gemeinden und dann die Haushalte ausgewählt. Befragt wurden alle Personen ab 16 Jahre (Eurostat, 1998, S. 3f.).

Tabelle 2: Pluralität der Lebensformen in den privaten Haushalten in den Ländern der Europäischen Union 1994

Haushaltstyp	Länder	B	DK	D	GR	E	F
Einpersonenhaushalte		11,3	21,9	14,0	6,7	4,0	11,2
Alleinerziehende		7,3	6,4	2,5	3,8	5,8	6,8
Paare ohne Kind		20,3	25,9	16,9	14,7	10,8	20,9
Paare mit Kind		55,7	43,7	53,6	53,9	61,8	55,8
Sonstige Haushalte mit nur Verwandten		4,5	1,3	12,2	20,3	17,1	4,3
Sonstige Haushalte, nicht alle verwandt		0,9	0,8	0,8	0,7	0,6	1,0
Gesamt		100	100	100	100,1	100,1	100
Maße der Pluralität							
Entropie stand.		0,71	0,73	0,72	0,71	0,65	0,70
Diversity stand.		0,75	0,83	0,78	0,77	0,71	0,75
Rang nach stand. Entropie		6	3	4	6	12	8
Rang nach stand. Diversity		6	1	4	5	11	6

7 So werden dort Jugendliche nur bis unter 15 Jahren als Kinder im Haushalt aufgeführt, danach werden sie als zusätzliche Erwachsene betrachtet und erhöhen so den Anteil an Haushalten mit mehr als zwei Erwachsenen. Ferner ist die Haushaltsklassifikation so wie sie in der Auszählung von 1995 durchgeführt wurde, für unsere Zwecke ungenau, da nicht zwischen Paaren mit und ohne Kindern unterschieden wird. Auch sonstige Haushaltstypen, in denen miteinander verwandte Personen leben oder nicht alle miteinander verwandt sind, werden nicht speziell aufgeführt. Diese unterschiedliche Haushaltsklassifikation führt dazu, dass die Ergebnisse auf Basis der Arbeitskräfteerhebung von den Ergebnissen des Europäischen Haushaltspanels abweichen. Die Auszählung der Arbeitskräfteerhebung unterscheidet (Engstler, 1999, S. 47): Mehrpersonenhaushalte mit Kindern (Alleinerziehende, zwei Erwachsene, drei und mehr Erwachsene), Mehrpersonenhaushalte ohne Kinder sowie Einpersonenhaushalte.

Fortsetzung Tabelle 2

Haushaltstyp	IRL	I	L	NL	P	UK	EU 12
Einpersonenhaushalte	6,6	7,5	10,1	13,7	4,4	11,1	10,3
Alleinerziehende	8,7	6,2	4,5	5,3	6,2	8,8	5,8
Paare ohne Kind	8,0	13,8	19,1	25,1	11,6	21,1	17,3
Paare mit Kind	64,1	58,0	51,4	54,0	59,0	49,8	55,2
Sonstige Haushalte mit nur Verwandten	11,2	12,3	13,2	1,2	18,4	5,8	9,9
Sonstige Haushalte, nicht alle verwandt	1,4	2,2	1,7	0,7	0,5	3,4	1,5
Gesamt	100	100	100	100	100,1	100	100
Maße der Pluralität							
Entropie stand.	0,66	0,72	0,76	0,67	0,67	0,79	0,74
Diversity stand.	0,67	0,74	0,80	0,75	0,72	0,82	0,77
Rang nach stand. Entropie	11	4	2	9	9	1	
Rang nach stand. Diversity	12	9	3	6	10	2	

Quelle: Eurostat (1996: 2), eigene Berechnungen.

6.3. Ergebnisse

Für den Länder-Vergleich wurden als Maßzahlen die standardisierte Entropie und die standardisierte Diversifikation herangezogen (Tabelle 2).

Es fällt zunächst auf, dass die Endpunkte in der Heterogenität der Lebensformen in Europa von unterschiedlichen Länderpaaren gebildet werden, je nach dem, welches Maß betrachtet wird. Die Diversifikation weist für Dänemark mit 0,83 die höchste Heterogenität in Europa auf, während sie in Irland mit 0,67 am geringsten ist. Unter Verwendung der Entropie werden die Eckpunkte in Europa hingegen von Großbritannien (0,79) und Spanien (0,65) besetzt. Die Differenz zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Wert umfasst bei der Diversifikation 0,16 und bei der Entropie 0,14.

Will man sich diese je nach verwendeter Maßzahl unterschiedlichen Ergebnisse erklären, muss man bedenken, dass – wie oben beschrieben – die Maße durch die Art ihrer Berechnung unterschiedliche Sachverhalte betonen. Es fällt auf, dass unter Verwendung der Entropie, also bei Betonung der am häufigsten vorkommenden Lebensformen, drei Länder aus Mitteleuropa die gleiche Heterogenität aufweisen. Diese Ähnlichkeit geht jedoch unter der Betonung der schwach besetzten Kategorien, bzw. der weniger oft vorkommenden Lebensformen, verloren. Betrachtet man die Entropie, so sind bei den doppelt belegten Rangplätzen jeweils immer ein mittel- oder nordeuropäisches Land mit einem südeuropäischen auf einem Rangplatz einzuordnen. Hier wird also schon die häufig angesprochene Nord-Süd-Differenz durchbrochen. Fasst man die südlichen Länder Europas zusammen, zeigt keines der beiden Pluralitätsmaße eine besondere Ähnlichkeit zwischen den südlichen Ländern Spanien, Griechenland und Italien an. Eine deutliche geographische Einteilung der europäischen Länder zeichnet sich also nicht ab, auch wenn man eindeutig feststellen kann, dass für keines der drei südlichen Länder eine hohe Pluralität der Lebensformen festzustellen ist. Die Unterschiede zwischen den mediterranen Ländern sind jedoch zu groß, und auch die nördlichen Länder weisen zu un-

terschiedliche Werte auf, um von einer erkennbaren Nord-Süd-Differenz hinsichtlich der Vielfalt in den Lebensformen sprechen zu können.

Deutschland nimmt unabhängig vom verwendeten Pluralitätsmaß den vierten Rangplatz ein. Es liegt damit zwar noch im oberen Drittel der hinsichtlich der privaten Lebensformen heterogensten Ländern Europas. Die numerischen Werte der Pluralität liegen jedoch sehr nahe an den europäischen Durchschnittswerten. Dies bestätigt die Befunde aus unseren oben aufgeführten früheren Untersuchungen.

Erwähnenswert sind zwei weitere Länder. So nimmt Italien gemeinsam mit Deutschland den vierten Rang nach dem Ausmaß der Entropie ein, im Hinblick auf die Diversifikation ist es jedoch der neunte Rangplatz. Diese inkonsistente Bestimmung der Pluralität der Lebensformen in Italien ist inhaltlich schwer aufzuklären. Deutlich wird jedoch, dass es in diesem Fall besonders darauf ankommt, ob man bei der Messung der Pluralität die stark oder die schwach besetzten Kategorien betont.

Großbritannien fällt durch eine im europäischen Vergleich hohe Heterogenität der Lebensformen auf. Es belegt den ersten Rang gemäß der Entropie und den zweiten Rang gemäß der Diversifikation. Besonders ins Auge sticht die Tatsache, dass in Großbritannien die Lebensform ‚Paare mit Kind‘ mit 49,8% im Vergleich zu den anderen Ländern schwach besetzt ist. Demgegenüber haben Haushalte mit Alleinerziehenden mit 8,8% eine relativ hohe Bedeutung. Auch Haushalte, die von Paaren ohne Kind gebildet werden (21,1%) und Einpersonenhaushalte (11,1%) sind in Großbritannien häufig anzutreffen.

7. Zusammenfassung und Diskussion

In diesem Beitrag wurde die Pluralisierung der Lebensformen in Deutschland in mehrfacher Hinsicht analysiert. Unsere theoretischen Überlegungen haben gezeigt, dass weder die Differenzierungstheorie noch eine Handlungstheorie zu eindeutigen Schlussfolgerungen im Hinblick auf die Pluralisierung der Lebensformen kommen. Die empirischen Resultate zeigen denn auch, dass diese Entwicklung in Deutschland nicht in der Intensität eingetreten ist, wie viele vermutet haben. So ist die Pluralität der Lebensformen in den 90er Jahren kaum höher als in den 70er Jahren, obwohl die Verbreitung der Ehe mit Kindern deutlich gesunken ist. Im europäischen Vergleich liegt die Pluralität der Lebensformen in der Nähe der Heterogenitätswerte für die Europäische Union insgesamt. Es weist somit eine mäßig ausgeprägte Vielfalt der Lebensformen auf. Die größte Heterogenität in den Lebensformen kann für Großbritannien bzw. Dänemark, die größte Konzentration auf bestimmte Lebensformen für Irland und Spanien nachgewiesen werden.

Es zeigte sich weiterhin, dass die Vielfalt der Lebensformen zwar nicht im Kohortenvergleich variiert. In den Lebensverläufen der einzelnen Kohorten konnten wir jedoch erhebliche Variation nach ähnlichem Muster entdecken, was unsere Vermutung untermauert, dass letztendlich biographisch bedingte Übergänge von einer Lebensform in die andere für diese Schwankungen verantwortlich sind.

Unsere Ergebnisse lassen zwar deutlich eine rückläufige Bedeutung der traditionellen Familie und eine Zunahme der Einpersonenhaushalte erkennen. Sie stellen

jedoch in Frage, ob die nicht endende Debatte um die Pluralisierung der Lebensformen weniger auf insgesamt gestiegene soziale Vielfalt zurückzuführen ist, als vielmehr auf die Verengung der analytischen Perspektive auf solche Altersgruppen mit relativ hoher Pluralität der Lebensformen.

Literatur

- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Burkart, G. & Kohli, M. (1989). Ehe und Elternschaft im Individualisierungsprozess: Bedeutungswandel und Milieudifferenzierung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 15, 405-426.
- Coulter, P.B. (1989). *Measuring inequality. A methodological handbook*. Boulder: Westview Press.
- Diewald, M. & Wehner, S. (1996). Verbreitung und Wechsel von Lebensformen im jüngeren Erwachsenenalter – Der Zeitraum von 1984 bis 1993. In: W. Zapf, J. Schupp & R. Habich (Hrsg.). *Lebenslagen im Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt* (S. 125-146). Frankfurt/New York: Campus.
- Engstler, H. (1999). *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bonn.
- Eurostat (1996). *Statistik kurzgefasst – Bevölkerung und soziale Bedingungen 1996/5*.
- Eurostat (1998). *ECHP UDB – European Community Household Panel Longitudinal Users' Database. Waves 1 and 2 Manual*. Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.
- Franzmann, G. & Wagner, M. (1999). Heterogenitätsindizes zur Messung der Pluralität von Lebensformen und ihre Berechnung in SPSS. *ZA-Information*, 44, 75-95.
- Funk, W. (1989). HAUSHALT – Ein SPSSx-Programm zur Erfassung personaler Haushalts- und Familienstrukturen. *Zuma-Nachrichten*, 25, 7-23.
- Herlth, A. & Kaufmann, F.-X. (1982). Zur Einführung: Familiäre Probleme und sozialpolitische Intervention. In: F.-X. Kaufmann (Hrsg.). *Staatliche Sozialpolitik und Familie* (S. 3-22). München: Oldenbourg.
- Huinink, J. & Wagner, M. (1998). Individualisierung und die Pluralisierung der Lebensformen. In: J. Friedrichs (Hrsg.). *Die Individualisierungsthese* (S. 85-106). Opladen: Leske + Budrich.
- Kaufmann, F.-X. (1994). Lässt sich Familie als gesellschaftliches Teilsystem begreifen? In: A. Herlth, E.J. Brunner, H. Tyrell & J. Kriz (Hrsg.). *Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft* (S. 42-63). Berlin: Springer.
- Kaufmann, F.-X. (1995). *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland*. München: Beck.
- Klein, T. (1999). Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, 469-490.
- Kromrey, H. (1998). *Empirische Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kuijsten, A. & Strohmeier, K.S. (1997). Ten countries in Europe: An overview. In: F.-X. Kaufmann, A. Kuijsten et al. (Hrsg.). *Family life and family policies in Europe. Vol. 1, Structures and trends in the 1980s* (S. 395-423). Oxford: Clarendon Press.
- Lauterbach, W. (1999). Familie und private Lebensform – oder: Geht der Gesellschaft die Familie aus? In: W. Glatzer & I. Ostner (Hrsg.). *Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen* (S. 239-254). Opladen: Leske + Budrich.
- Liebertson, S. (1969). Measuring population diversity. *American Sociological Review*, 34, 850-862.
- Lüscher, K. (1985). Moderne familiäre Lebensformen als Herausforderung der Soziologie. In: B. Lutz (Hrsg.). *Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Verhandlungen des*

22. Deutschen Soziologentages in Dortmund 1984 (S. 110-127). Frankfurt/New York: Campus.
- Lüscher, K. (1997). Demographische Annäherungen an die „Pluralität familialer Lebensformen“. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 22, 269-309.
- Mayntz, R. (1988). Funktionelle Teilsysteme in der Theorie sozialer Differenzierung. In: R. Mayntz, B. Rosewitz, U. Schimank & R. Stichweh (Hrsg.). *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme* (S. 11-44). Frankfurt: Campus.
- Meyer, T. (1992). *Modernisierung der Privatheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mitterauer, M. (1990). *Historisch-Anthropologische Familienforschung*. Wien/Köln: Böhlau.
- Nave-Herz, R. (1989). Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Nave-Herz & M. Marckfeldt (Hrsg.). *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*. Band 1: Familienforschung (S. 211-222). Neuwied/Frankfurt: Luchterhand.
- Nave-Herz, R. (1997). Pluralisierung familialer Lebensformen – ein Konstrukt der Wissenschaft? In: L.A. Vaskovics (Hrsg.). *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 36-49). Opladen: Leske + Budrich.
- Oppenheimer, V.K. (1988). A theory of marriage timing. *American Journal of Sociology*, 94, 563-591.
- Peet, R.K. (1974). The measurement of species diversity. *Annual Review of Ecology and Systematics*, 5, 285-307.
- Peukert, R. (1991). *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.
- Porst, R. (1984). Haushalte und Familien 1982. Zur Erfassung und Beschreibung von Haushalts- und Familienstrukturen mit Hilfe repräsentativer Bevölkerungsumfragen. *Zeitschrift für Soziologie*, 13, 165-175.
- Rothenbacher, F. (1995). Household and family trends in Europe: From convergence to divergence. *EURODATA Newsletter*, 1, 3-9.
- Spiegel, E. (1983). Neue Haushaltstypen – Alternativen zu Ehe und Familie? In: M. Baethge & W. Eßbach (Hrsg.). *Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen* (S. 65-87). Frankfurt/New York: Campus.
- Strohmeier, K.P. (1993). Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 17, 11-22.
- Tyrell, H. (1979). Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In: H. Pross (Hrsg.). *Familie – wohin? Leistungen, Leistungsdefizite und Leistungswandlungen der Familien in hochindustrialisierten Gesellschaften* (S. 13-77). Reinbek: Rowohlt.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: K. Lüscher, F. Schultheis & M. Wehrspau (Hrsg.). *Die ‚postmoderne‘ Familie* (S. 145-156). Konstanz: Universitätsverlag.
- Wagner, M. & Franzmann, G. (2000). Die Pluralisierung der Lebensformen. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 25, 151-173.
- Wagner, M. & Huinink, J. (1991). Neuere Trends beim Auszug aus dem Elternhaus. *Acta Demographica*, 39-62.
- Weisberg, H.F. (1992). *Central tendency and variability*. Newbury Park: Sage.

Anschrift des Erstautors:
Prof. Dr. Michael Wagner
Forschungsinstitut für Soziologie
Universität zu Köln, Greinstraße 2
50939 Köln